

Jane Nickerson  
So wie Kupfer und Gold



Jane Nickerson

SO WIE KUPFER  
UND GOLD

Aus dem Amerikanischen  
von Ursula Höfker



cbt ist der Jugendbuchverlag  
in der Verlagsgruppe Random House



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte  
Papier *Munken Premium Cream* liefert  
Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform

1. Auflage 2013

© 2013 by Jane Nickerson

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem  
Titel »Strands of Bronze and Gold« bei  
Alfred A. Knopf Books for Young Readers, New York,  
einem Imprint von Random House US

© 2013 für die deutschsprachige Ausgabe cbt Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten  
Aus dem Amerikanischen von Ursula Höfker

Umschlagmotiv: Trevillion Images/Ilina Simeonova

Umschlagkonzeption: \*zeichenpool, München  
mg · Herstellung: kw

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-570-16268-2

Printed in Germany

[www.cbt-jugendbuch.de](http://www.cbt-jugendbuch.de)

Für meine Stella, deren Umgang mit Worten mich verblüfft.

J. N.



## ES WAR EINMAL ...

... ein sehr mächtiger Edelmann, dem gehörten allerlei Besitztümer in der Stadt und auf dem Lande und ein prunkvolles Schloss. Sein Name war Blaubart ... Er war ein stattlicher Mann, schön anzusehen und angenehm im Umgang. Doch der Ehrlichkeit halber muss gesagt werden, dass er etwas Gebieterisches an sich hatte und auch etwas Unheimliches.

Aus »Blaubart«

*Kinder- und Hausmärchen* der Brüder Grimm





# DAS MÄRCHEN BEGINNT



Ich hatte einen unvorstellbar reichen Patenonkel. Deshalb stand mir die Welt offen.

So lange ich mich erinnern konnte, lief mir ein wohliger Schauer den Rücken hinunter, wenn ich an ihn dachte. Er war Mythos und Magier und die Zukunftshoffnung meiner ganzen Familie – alles in einer Person. Sobald die Kutsche die letzten Meilen unserer Reise zurückgelegt hatte, würde ich ihn endlich kennenlernen – meinen Patenonkel und Vormund, Monsieur Bernard de Cressac.

Und seine Frau natürlich, aber ich neigte dazu, diese zu vergessen.

In dem dichten Wald, durch den wir gerade fuhren, hätte gut und gern das Räuberlager aus einem Märchen sein können, so undurchdringlich und finster und gespenstisch kam er mir vor. Allerdings – ich zerquetschte eine Mücke an meinem Hals und mein eigenes Blut spritzte heraus – juckte es einen in Märchenwäldern nie so und es herrschte auch keine solche Bruthitze. Der Schweiß tropfte mir schneller von der Nase, als ich ihn mit dem Taschentuch auffangen

konnte. Meine Locken klebten unter der Haube an meinem Kopf.

Als ich noch kleiner war, hatte mein Patenonkel mein Haar in einem Brief einmal als »kupferfarben« bezeichnet. In dem Brief hatte er eine reizende Geschichte zusammengespinnen, von einer Prinzessin mit Locken in derselben Farbe, wie ich sie hatte, *so wie Kupfer und Gold ...*

M. de Cressacs letzter Brief lag in meinem Schoß. Das elfenbeinfarbene Papier war vom vielen Anfassen schon ganz weich. Wie immer zog sich mein Herz beim Anblick der schwarzen, schwungvollen Schrift zusammen. Als meine Familie vor wenigen Monaten den Tod meines Vaters beklagte, hatte M. de Cressac mich ohne zu zögern in sein Haus, Wyndriven Abbey, eingeladen. Er hatte geschrieben, dass er sich seinen »ernsten Pflichten« erst wieder widmen könne, wenn er mich gefragt hätte, ob ich nicht zu ihm kommen und »die Atmosphäre in der Wohnstatt eines alten Mannes« mit meiner »Gesellschaft, Jugend und Schönheit versüßen« wolle.

Bei den letzten Worten hatte mein Bruder Harry geschraubt.

In diesem Brief hatte M. de Cressac sich als alten Mann bezeichnet. Das passte so gar nicht zu dem Bild des Heiligen, des tapferen Kämpfers und Forschungsreisenden, das ich immer von ihm gehabt hatte. In meinen Tagträumen war dieser Held natürlich auch alt gewesen, mindestens vierzig. Er war schließlich ein Freund meines Vaters. Aber ich hatte ihn mir stark und draufgängerisch vorgestellt. Na ja, bald würde ich alles wissen. Bald war mein Patenonkel keine

verschwommene Fantasiegestalt mehr, sondern würde als höchst lebendige Person einen Platz in meinem Leben einnehmen.

Immer weiter schlängelte sich die Kutsche im trüben, von mattgrünen Blättern gefilterten Licht unter weit herunterhängenden Ästen durch den Wald. Die Bäume schienen uns zu verschlucken. Meine Augen wurden müde von den gelegentlich flackernden, durchscheinenden Streifen blassen Sonnenlichts. Es wurde spät, aber offensichtlich ließ in Mississippi die Sommerhitze im Verlauf des Nachmittags nicht nach.

Wir waren sicher bald da.

Als der Wald lichter wurde, zog ich den zerknitterten Trauerschleier an meiner Haube herunter und zerrte meine langen, schmalen Ärmel bis übers Handgelenk. Wir bogen um eine Ecke – und da stand es.

Die schiere Pracht des Gebäudes flog mich an wie ein eisiger Windstoß. Wyndriven Abbey ragte inmitten von ausgedehnten Rasenflächen, Gärten und Terrassen auf, als stünde es schon seit Jahrhunderten an dieser Stelle. Die Zufahrt wurde immer breiter, je näher man dem gewaltigen Bauwerk kam. Auf mich wirkte es eher wie ein kleines Dorf. Die Zinnen glichen Zähnen und die vielen Türme und Türmchen spitzen Stacheln. Die untergehende Sonne färbte die Mauern rosig rot und entzündete Feuer in unzähligen Stabkreuzfenstern.

Die ganze Anlage war aberwitzig groß und düster und furchterregend. Ich liebte sie schon jetzt.

Als wir die geschotterte und von dunklen Zedern ge-

säumte Zufahrt hinauffahren, kamen wir allerdings an einem Schandfleck vorbei – eine alte, knorrige Eiche mit weit herunterhängenden Ästen stand da mitten zwischen den Zedern. Sie war überwuchert von giftigem Efeu («Dreierblatt, reiß nicht ab!«) und der Stamm war übersät mit großen, wulstigen Auswüchsen. Ein Schwarm Krähen flatterte mit lautem Krächzen und Flügelschlagen aus den Ästen.

Es war kein schlechtes Omen.

Die Kutsche hielt vor der Freitreppe und der ausgesprochen große Diener sprang herunter, um mir beim Aussteigen zu helfen. Sowohl der Kutscher als auch der Diener waren Afrikaner, wirkten aber in ihren Jacken aus glänzendem blauem Samt wie elegante Europäer.

Sicher schrumpfte ich nicht wirklich, als ich die Steinstufen zu der großen, eisenbeschlagenen Tür hinaufstieg. Aus reiner Gewohnheit kniff ich mir in die Wangen und biss mir auf die Lippen, um mehr Farbe zu bekommen, und vergaß dabei ganz, dass mein Gesicht von der Hitze wahrscheinlich ohnehin schon gerötet war. Ich wollte, dass die de Cressacs meine Erscheinung angenehm fanden oder zumindest nicht abschreckend.

Ich zog an der Schnur einer eisernen Glocke. Das Läuten hallte noch nach, als ein sehr junger, sehr großer Diener bereits öffnete.

»Ich bin Miss Sophia Petheram«, stellte ich mich schüchtern vor. »Ich werde bei Familie de Cressac wohnen.«

»Sehr wohl.« Der Diener öffnete die Tür weiter und bat mich mit einer ausholenden Geste einzutreten. »Sie werden erwartet, Miss.«

Er sprach sehr förmlich, doch ich muss wohl ziemlich verängstigt ausgesehen haben, denn er schenkte mir ein aufmunterndes Lächeln.

In der hohen Eingangshalle, deren gewölbte Decke sich in der Dunkelheit verlor, funkelten bereits Kerzen und auf einem Tisch in der Mitte strahlte ein riesiger Tafelleuchter. Dem reinen, klaren Licht nach zu schließen war er mit Bienenwachskerzen bestückt. Gaslampen gab es an einem Ort so tief im Süden ja sicher noch nicht. Schwarzweißer Marmor führte zu der prachtvollen Treppe, breit und mit wunderschönem Geländer, die frei in der Luft zu hängen schien. Im Dämmerlicht wiegte mich die herrliche Illusionsmalerei an der Wand dahinter einen Moment lang in dem Glauben, die Treppe sei auch nur gemalt.

Der Blick des Dieners ging über meine Schulter. »Mr Ling, der Butler, wird Sie zum Master bringen.«

Äußerlich war mir fast nichts anzusehen, doch ich zuckte zusammen, als sich von der Wand direkt hinter mir eine Gestalt löste.

»Ich hoffe, ich habe Sie nicht erschreckt«, hörte ich eine tiefe, ruhige Stimme.

Mein Herz hämmerte immer noch. Oh doch, eindeutig erschreckt.

Mr Ling war Chinese, der erste, den ich je gesehen hatte, runzlig wie eine Walnusschale und mit einem langen grauen Bart. Er trug eine schwarze Brokattunika mit hohem Kragen und einen Rock. Das musste ich meinen Geschwistern erzählen! Seine Augen blickten unwahrscheinlich müde. Er verbeugte sich. Ich schnippte meinen Schleier zurück und

machte einen Knicks und es war mir völlig egal, dass man vor Bediensteten wahrscheinlich nicht knicksen sollte. Er war so unglaublich alt, und seine Augen ...

»Kommen Sie hier entlang, Miss Petheram«, forderte er mich in einwandfreiem Englisch auf. Er führte mich durch einen langen Flur, von dem Vorzimmer und Salons abgingen. Es war ein Kaleidoskop brillanter Üppigkeit – Blattgold und geprägtes Leder, bunte Wandteppiche und Bilder in kunstvollen Rahmen. Nur ich war fehl am Platz.

Ich griff nach der Haarbrotsche an meinem Hals. Meine Schwester Anne hatte braunes Haar von meinem Vater und kupferfarbenes von meiner Mutter in Herzform geflochten.

Auf der Reise hatte ich mir stunden- und tagelang die Zeit damit vertrieben, im Kopf Kleider zu entwerfen. Es war eine meiner Schwächen, dass ich mich oft so in Gedanken verlor, dass ich darüber ganz die Gegenwart vergaß. In meiner Fantasie hatte ich M. de Cressac in einem Kleid aus smaragdgrüner Seide begrüßt. In den Rock waren schwarze Perlen eingestickt, die beim Gehen leise klimperten. Ich konnte es hören. Ich konnte es spüren – das Gewicht der Perlen. Ich schaute an mir hinunter. Überraschung! Immer noch hässliche schwarze Halbseide. Dass ich bei meiner ersten Begegnung mit meinem Vormund etwas so Dunkles, Düsteres tragen würde, dass es das Licht eines Zimmers schluckte, hatte ich mir nie vorgestellt.

Als Mr Ling eine Doppeltür aufstieß und mich ankündigte, war mein Mund staubtrocken und ich umklammerte mit feuchten Händen mein Beuteltäschchen.

Mein Patenonkel erhob sich von seinem Stuhl. Da standen wir und blickten uns an. In mir schien sich alles zu drehen. Die Person vor mir war der schönste Mann, der mir je unter die Augen gekommen war.

Haar und Bart waren schwarz und mit ein paar Silberfäden durchzogen, die ihnen einen fast bläulichen Schimmer verliehen. Seine Gesichtszüge waren fein gemeißelt. Er hatte Lachfältchen um die Augen. Zu meinem Entzücken (und Entsetzen) trug er wie die Piraten kleine silberne Kreolen in den Ohrläppchen. Ich hatte schon immer für Piraten geschwärmt. Er war groß und kräftig gebaut und sein gelbbraunes Leinenjackett saß wie angegossen. Mit der natürlichen Anmut eines Athleten kam er auf mich zu.

Ich knickste und er verbeugte sich leicht.

Er nahm meine kleinen Hände in seine großen und blickte wortlos auf mich herunter. Seine Augen hatten die Farbe von Honig.

Zeit, die auswendig gelernten Sätze loszuwerden. »Ich freue mich, Sie endlich kennenzulernen, Sir. Es ist ausgesprochen freundlich von Ihnen, mich hierherkommen und in Ihrem wunderschönen Haus wohnen zu lassen.«

»*Enchanté, Mademoiselle.*« Sein Ton war ernst, doch man sah ihm an, dass meine kurze Rede ihn amüsierte. Den Blick weiter auf mein Gesicht gerichtet, führte er meine Hand an seine Lippen und küsste sie.

»Meine – meine Familie lässt herzlich grüßen.«

Jetzt lachte M. de Cressac lauthals. »Ach, wirklich? Nachdem ich ihnen ihre Schwester entführt habe? Meine kleine Sophia, endlich kommst du zu mir. Lass mich dich an-

schauen.« Er schob meine Haube zurück, sodass sie an den Bändern auf meinem Rücken baumelte.

Ich blickte ihm tapfer und ohne zu blinzeln in die Augen, als er mich betrachtete.

»Oui«, bemerkte er leise. »Ja.« Er strich mit der Hand über mein feuchtes, zerzaustes Haar. »Weißt du – nein, woher denn auch? –, dass du, als ich dich das letzte und einzige Mal gesehen habe, noch ein Baby warst und deine liebe Mutter dich im Arm hielt? Sie war krank und starb kurz darauf, war aber immer noch eine Schönheit. Sie hatte etwas Elfenhaftes, so als sei sie nicht ganz von dieser Welt, und ich habe damals schon vermutet, dass du einmal genauso aussehen würdest wie sie.«

In meiner Familie erzählte man sich, dass ich M. de Cressac als mageres, schreiendes kleines Kind, das Gesicht so rot wie das Haar (die Beschreibung meines Bruders Harry), verzaubert hätte, obwohl sich niemand vorstellen konnte, weshalb. Es muss an meiner Mutter gelegen haben.

»Und – und ist Madame de Cressac auch zu Hause?«, fragte ich.

»Ich bin, leider, leider, Witwer.«

Ein Witwer. Mein Vater hatte gesagt, Madame de Cressac sei Französin. Eine wunderschöne Französin. »Das wusste ich nicht. Es tut mir so leid. Papa hätte ... er hätte es uns sagen sollen.«

»Wahrscheinlich wusste er es selbst nicht. Leider hatte ich mit Martin in den letzten Jahren kaum noch Kontakt.«

Während mein Patenonkel sprach, walzte eine ältere Frau mit einer unschönen Nase ins Zimmer. Sie trug ein großes



Silbertablett und an ihrer Taille klimperte eine Chatelaine mit Schlüsseln und anderen kleinen Gegenständen. Sie blieb stehen und betrachtete mich besorgt und prüfend.

»Ah.« M. de Cressac nahm ihr das Tablett ab. »Mrs Duckworth, darf ich Ihnen mein Patenkind vorstellen, Sophia Petheram. Sophia, Mrs Duckworth ist die Haushälterin hier und ihr Gewicht in Gold wert.«

Die Dame strahlte zuerst M. de Cressac, dann mich an. Ihre teigige Haut war auffallend großporig. »Sie sind hier herzlich willkommen.« Sie sprach mit britischem Akzent und hatte eine ungewöhnlich hohe Stimme.

»Mrs Duckworthes größte Freude ist es, andere umsorgen zu können«, erklärte M. de Cressac. »Lass sie wissen, wenn du etwas haben möchtest. Sie sorgt dann dafür, dass du es bekommst. Es sei denn, ich erfahre davon und komme ihr zuvor.« Er zwinkerte mir zu. »Wir haben nämlich vor, dich zu verwöhnen.«

»Unbedingt.« Die Haushälterin nickte so begeistert, dass die goldene Brosche an ihrem ausladenden Busen auf und ab hüpfte. »Jetzt setzen Sie sich erst einmal, Miss, trinken ein Glas schöne kalte Limonade und essen etwas. Dann zeige ich Ihnen Ihr Zimmer.«

»Ich komme mit«, meldete sich M. de Cressac. »Ich möchte Sophias Gesicht sehen, wenn sie ihr Zimmer zum ersten Mal sieht.«

Bei diesem Empfang verflogen meine letzten Zweifel. Ganz offensichtlich verkörperte Mrs Duckworth die Ehrenhaftigkeit schlechthin, auch wenn es keine Madame de Cressac mehr im Haus gab.

Das Tablett war beladen mit Zitronenschnitten, Krapfen, Marmeladenkuchen mit Karamellguss, Cremetörtchen und Käsekuchen. Ich nippte an der Limonade (klein geschnittene Minzeblättchen schwammen obenauf, sodass sie ein wenig nach Gras schmeckte, aber trotzdem gut war) und aß ein Cremetörtchen, wobei ich aufpasste, dass die Creme nicht überall herausquoll.

Als mein Patenonkel sich nach dem Verlauf der Reise erkundigte, schluckte ich schnell. »Ihre Kutsche war wundervoll. Ich habe noch nie in einer gesessen, die so gut gefedert ist. Ich konnte mich in die Kissen zurücklehnen und ausruhen oder sogar lesen, ohne dass mir vom Schaukeln und Rütteln übel wurde. Und die ganzen blühenden Magnolien in der Stadt sind herrlich. So typisch südstaatlich.«

»Ja, Chicataw in Mississippi ist fürwahr ›südstaatlich‹.«

»Die Leute sind vor Staunen fast aus den Fenstern gefallen, als wir vorbeifuhren. Sie müssen Ihr Wappen an der Tür erkannt haben.«

»Die Neugier frisst sie natürlich fast auf. Obwohl ich schon fünfundzwanzig Jahre hier wohne, bin ich immer noch der geheimnisvolle Fremde. Wir haben wenig in der Stadt zu tun.« Er sah, dass ich mir mit meinem Taschentuch die Stirn abtupfte. »Als ich hierher in den Süden kam, fand ich die Hitze anfangs erdrückend, doch inzwischen habe ich mich daran gewöhnt.«

»Ich gewöhne mich sicher auch daran«, erwiderte ich. »Sie hätten den merkwürdigen Kerl sehen sollen, der auf dem Weg nach Memphis mit mir in der Kutsche saß. Während der Fahrt habe ich mir alle möglichen Geschichten über

ihn ausgedacht. Er trug einen weiten Mantel und einen Hut, den er bis über die Ohren gezogen hatte. Während wir anderen unsere Ärmel hochkrempten und uns mit allem, das wir in die Hände bekamen, Luft zufächelten – mit Zeitungen und Taschentüchern und natürlich auch mit richtigen Fächern, wenn wir sie finden konnten – und alles auszogen, was der Anstand zuließ, knöpfte er lediglich den obersten Knopf an seinem Mantel auf. Zuerst wurde sein Hemdkragen schlaff, dann verrutschte seine Krawatte. Schließlich gab er es einfach auf, lehnte sich zurück und schlief und schnarchte dabei. Der Schweiß sammelte sich in seinen Ohren und eine Fliege krabbelte über seine Nase. Es war schrecklich, zusehen zu müssen, wie ein Mensch vor meinen Augen dahinschmolz.«

»Das war sicher verstörend«, meinte mein Patenonkel. »Meine Güte, was hast du für gefährliche und strapaziöse Abenteuer hinter dir! Aber so reizend, wie du aussiehst, scheinst du sie unbeschadet überstanden zu haben.«

Dann sprach er über sein Anwesen. Seine Stimme klang weich wie warme Schokolade und mit seinem leichten französischen Akzent wirkte er noch charmanter. »Das Haupthaus war früher einmal eine echte englische Abtei. Hier lebten im Mittelalter Mönche und Nonnen. Bist du enttäuscht, dass es kein neues Haus ist? Dass es so ... gebraucht ist?«

»Oh, nein! Ich liebe alte Häuser und über dieses kann ich einfach nur staunen. Wenn ich durch das alte Viertel von Boston ging, war ich immer ganz neidisch. Es gibt dort ein Haus, das aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts stammt und mich immer – fasziniert hat.« Ich presste die

Lippen aufeinander, um nicht lang und breit davon zu erzählen. M. de Cressac hatte eine seltsame und widersprüchliche Wirkung auf mich. Ich war nie eine Plaudertasche gewesen, doch seine Art, mich fasziniert anzusehen, spornte mich an, immer weiterzureden. Das lag allerdings nicht daran, dass ich mich in seiner Gegenwart vollkommen gelöst fühlte. Im Gegenteil, es lag eine gewisse Spannung in der Luft und ich saß kerzengerade auf der Stuhlkante.

»Bah! Boston!« Er tat die Stadt mit einer Handbewegung ab. »Kümmerliche zweihundert Jahre sind doch gar nichts. Aber es freut mich, dass du das Kloster bestaunenswert findest. Viele haben tatsächlich gestaunt, als ich es Stein für Stein hier herüberbringen und in dieser Umgebung wieder aufbauen ließ. Ich habe die Seitenflügel so planen und anbauen lassen, dass sie mit der alten Substanz verschmelzen.«

Mrs Duckworth warf oft eine Bemerkung ein; ihr Gesicht war von Lachfalten ganz zerfurcht.

Während ich ihre Fragen beantwortete, versuchte ich den – ja, *staunenswerten* – Raum, in dem wir saßen, in mich aufzunehmen. Dass mir die Details nicht vorher aufgefallen waren, zeugte von der Macht meines Patenonkels, jeden in seinen Bann zu ziehen. Drei Wände und die Decke waren mit Gestalten aus der Mythologie bemalt. Einige schienen aus der Wand herauszutreten, was mich sehr irritierte, oder mich über M. de Cressacs Schulter hinweg anzuschauen.

Mein Patenonkel hörte mitten im Satz auf zu reden. »Wie ich sehe, bewunderst du diesen Raum, Sophia. Er heißt ›Himmelssaal‹. Ein passender Name, findest du nicht auch?«

»Er ist wundervoll. Atemberaubend, wenn auch ...«

»Wenn auch, was? Was gefällt dir an meinem Himmelsaal nicht? Ich werde es sofort ändern lassen, damit er eher deinem Geschmack entspricht.«

Ich wurde rot. »Es ist nur – ach, was bin ich dumm –, ich würde mir wünschen, dass die Gestalten mehr anhätten.«

Sowohl mein Patenonkel als auch seine Haushälterin brachen in schallendes Gelächter aus.

»Und ich hatte *so* gehofft, dass ich dich mit diesem entzückenden Raum beeindrucken könnte, ich Dummkopf. Dann gefallen dir die rosigen Speckrollen also nicht?« M. de Cressac kniff mir ins Kinn. »Ach, *mon ange*, du bist eine reizende Unschuld. Soll ich Zeus einen Zylinder und Frack aufmalen lassen? Und Hera einen Witwenschal und eine Haube?«

Ich zwang mich, zaghaft in ihr Gelächter einzustimmen. »Für Diana vielleicht Reitkleidung?«

»Ja! Genau!« M. de Cressac schlug sich auf den Schenkel. Bald lachte auch ich aus vollem Herzen. Nach unserem gemeinsamen Gelächter war alles entspannter.





Mein Patenonkel stieß die Tür zu meinem Zimmer auf. Ich spürte seinen Blick auf meinem Gesicht; gespannt wartete er auf meine Reaktion. Ich nahm mir vor, in jedem Fall Entzücken zu heucheln. Dann trat ich ein und brauchte nicht zu heucheln. Offensichtlich sollte ich nicht als bemitleidenswerte, geduldete Verwandte behandelt werden. Ich wandte mich an M. de Cressac und wollte ›Danke‹ sagen, brachte jedoch kein Wort heraus.

Er nickte lächelnd. Er verstand.

Eine fantasievolle Unterwasserwelt breitete sich vor uns aus. Das Bett in Form einer schillernden Riesenschale stand auf einem Podest. Die samtene Tagesdecke hatte die Farbe schäumender Wellen. Die Bettvorhänge waren in zartem Grünblau gehalten und mit Silberfäden durchwirkt. Außerdem gab es ein Moskitonetz, das über die Pfosten am Fußende gespannt werden konnte. Der Fußboden war aus bläulichem Marmor, poliert und glatt wie Glas. Die Wände dagegen waren weiß getäfelt und in den Nischen standen Statuen von Delphinen und Meereshäusern. Über dem Kaminsims, der

von Meerjungfrauen aus Alabaster gestützt wurde, zog sich ein riesiges Mosaik mit Seesternen, Seegras und anderen Motiven aus der Unterwasserwelt bis zur Decke. Es bestand aus glänzendem blauem, grauem und violetter Perlmutter. Vor dem Kamin stand eine große, ovale Ottomane, überzogen mit weißem Knautschsamt und mit Perlen getuftet.

Ich hatte mich immer nach Luxus gesehnt und war sofort entzückt von diesem Zimmer, auch wenn meine puritanischen Vorfahren sich womöglich in ihren Gräbern umdrehten. Ich lief von einem wunderschönen Gegenstand zum nächsten und konnte es kaum fassen, dass ich jetzt stolze Besitzerin einer Frisierkommode war, bestückt mit einem Handspiegel mit marmorner Rückseite, Kämmen und Bürsten sowie einer glitzernden Sammlung von geschliffenen Flakons, Tiegeln und Töpfen mit Cremes, Puder und Parfüm. Was würde mein Bruder Harry denken, wenn er mich sehen könnte, wie ich alle diese Schönheitsmittel benutzte? Er hatte mich immer geneckt, ich sei eitel, seit er mich einmal erwischt hatte, als ich mich andächtig im Spiegel betrachtete. Vielleicht stimmte es ja – auf jeden Fall war es herrlich, jung und vom Glück gesegnet zu sein und von meinem Patenonkel zu hören, dass ich meiner Mutter glich, die ›eine Schönheit‹ gewesen war.

M. de Cressac schien meine Gedanken gelesen zu haben, denn er bemerkte unvermittelt: »Du gleichst deiner Mutter nicht nur in Haarfarbe und Gesichtszügen. Deine Stimme, deine Art, dich zu bewegen, selbst deine Mimik – als hättest du köstliche, geheime Gedanken. Ich habe sie einmal *mon rayon de soleil* genannt, meinen Sonnenstrahl.«



»Wie gut haben Sie sie gekannt?«

»Nicht so gut, wie ich es mir gewünscht hätte.«

»Wollen Sie mir nicht mehr über sie erzählen? Bis jetzt wollte niemand meine Fragen zufriedenstellend beantworten.«

»Irgendwann. Wenn ich in der Stimmung dazu bin.«

Ich nahm von dem zierlichen Damenschreibtisch eine Schreibfeder auf. Der Halter war aus Perlmutter und wie eine richtige Feder geformt. Man hatte an alles gedacht. »Sie sind zu gut, Sir!«, rief ich. Er war wirklich zu gut und ich plante, alles zu genießen.

Er hatte eine stattliche Größe und strahlte mich von oben herab an. »Erlaube mir, großzügig zu sein. Ich habe zu lange ohne meine ... Patentochter gelebt.« Bei dem Wort ›Patentochter‹ zögerte er etwas und strich mir mit leichter Hand eine Haarsträhne aus dem Gesicht. »Mrs Duckworth zeigt dir deinen Puderschrank und die Kleiderschränke. Bis Madame Duclos dich mit neuen Sachen ausstatten kann, findest du dort ein paar vorgefertigte Kleider.«

»Für den Moment habe ich bestimmt genug.« Ich hatte das Gefühl, wenigstens ansatzweise protestieren zu müssen. »Schließlich bin ich noch in Trauer um meinen Vater.«

»Ah, in diesem Punkt hoffe ich auf dein Einlenken.« Er legte die Handflächen unter dem Kinn aufeinander. »Dein Vater war mir ein guter Freund. Du weißt, dass er mich als Anwalt vertreten hat, als ich in großen Schwierigkeiten steckte, und ich bin sehr traurig über seinen Tod. Aber ich ertrage es nicht, dich den ganzen Tag in Schwarz durchs Haus huschen zu sehen wie eine traurige kleine Amsel. Willst du

mir nicht den Gefallen tun und deine Trauerzeit beenden? Hier wird niemand schief angesehen, weil er die Etikette nicht gewahrt hat. Du kannst deinem Vater auch auf andere Art Ehre erweisen. Du solltest dich an die glücklichen Zeiten erinnern und mir davon erzählen.«

»Ich nehme an, das kann ich machen«, erwiderte ich zweifelnd. Ich wünschte, meine Schwester Anne wäre hier und könnte mir sagen, ob es richtig war. Oder mein ältester Bruder Junius, der es als seine Pflicht ansah, allen gute Manieren beizubringen. Ich wollte die Erinnerung an unseren Vater nicht gering schätzen, aber jetzt hatte M. de Cressac die Stelle meines Vaters eingenommen. Worum er mich bat, entsprach zwar nicht dem Brauch, war aber auch nicht direkt unangemessen.

»Selbstverständlich kannst du das.« Er nickte mir aufmunternd zu. »In einer Dreiviertelstunde werden wir im Speisesaal zusammen zu Abend essen.« Damit verließ er mein Zimmer.

Mrs Duckworth ging schwer atmend zu der Wandtäfelung neben dem Kamin und drückte auf einen raffiniert versteckten Knopf. Die Vertäfelung öffnete sich leise und gab den Blick frei auf einen Alkoven mit hohen Schränken ringsherum. In der Mitte stand eine Sitzbadewanne in Form einer großen Muschel. Wenn ich darin stand, müsste ich Venus gleichen, wie sie auf ihrer Muschelhälfte dem Meer entsteigt.

Plötzlich überkam mich die Erschöpfung wie eine Flutwelle. Ich wollte nichts lieber, als jetzt sofort ein Bad nehmen und dann gleich ins Bett gehen. Aber ich durfte an meinem ersten Abend nicht ungesellig sein.

Die Haushälterin zeigte Mitgefühl. »Das ist eine ganze Menge zu verkraften, nicht wahr? Ich habe versucht, Master Cressac klarzumachen, dass Sie vielleicht ein leichtes Abendessen auf Ihrem Zimmer einnehmen und dann gleich zu Bett gehen möchten, aber er wollte nichts davon hören. Wenn er sich auf etwas freut, lässt er sich nicht umstimmen. Wie oft habe ich, als er noch klein war, zu ihm gesagt: ›Aber, aber, Master Bernard, Vorfreude ist die schönste Freude‹, doch er wollte nie auf mich hören.«

»Sie waren schon hier, als Monsieur de Cressac noch ein Kind war?«

»Nicht hier, aber ja, ich war sein Kindermädchen drüben in Frankreich. Mein Vater war mit Napoleon im Krieg und Mutter und ich sind ihm gefolgt, zuerst nach Portugal und dann nach Südfrankreich, wo die de Cressacs mich einstellten. Sie wollten eine englische Kinderfrau, damit Master Bernard mit Französisch und Englisch aufwachsen würde.«

Ich konnte mir diese gemütliche, einfache Frau viel besser an einem Kaminfeuer in einem behaglichen englischen Cottage vorstellen als in fremden Ländern.

»Sein Englisch ist perfekt«, lobte ich.

»Ja, das stimmt. Ich habe mir sehr viel Mühe mit ihm gegeben. Und wir haben uns so gemocht, dass er mich später als Haushälterin auf seinem französischen Gut behielt. Und als er dann Wyndriven Abbey hier herüberschaffte – oh, die Verrücktheiten der sehr Reichen! –, bestand er darauf, dass ich mitkomme. Nur Ling und Achal, die Kammerdiener des Masters, und Alphonse, der Koch, waren ebenfalls

schon in Frankreich bei ihm. Mr Bass, der Verwalter, kam kurz danach. Er ist ein Südstaatler. Alle anderen Bediensteten wurden hier gekauft.«

Bei dem Wort ›gekauft‹ zuckte ich zusammen, aber sie merkte es nicht. In einem spitzen Winkel zur Badewanne stand ein verschnörkeltes kleines Sofa. Ich ließ mich darauf sinken und legte die Hand auf den Platz neben mir. »Wollen Sie sich nicht kurz setzen und mir mehr erzählen? Ich habe so lange darauf gewartet, hierherkommen zu dürfen, und Sie wissen doch bestimmt alles über meinen Patenonkel und das Haus hier.«

Mrs Duckworth brauchte keine weitere Ermunterung. Sie machte es sich bequem. »Über die Arbeiter auf den Plantagen des Masters weiß ich natürlich nicht Bescheid. ›Die Wyndriven Plantagen‹ werden sie genannt. Sie liegen auf der anderen Seite von Chicataw und wir haben nicht viel damit zu tun.«

»Master Bernard muss ein wunderbarer kleiner Junge gewesen sein, wenn Sie so an ihm hängen.«

Es folgten ausführliche Beschreibungen des Ausmaßes von Mrs Duckworthes Zuneigung, der vielen Begabungen des lieben kleinen Master Bernard, seines französischen Elternhauses, seiner Sitzhaltung auf einem Pony und seiner Fertigkeiten beim Fechten.

Sie musste den kleinen Jungen so geliebt haben, wie meine Familie mich liebte. Vielleicht war ich auch verwöhnt worden – mit Ausnahme der Geschenke meines Patenonkels nicht materiell, aber mit einem Übermaß an Zuneigung und Aufmerksamkeit. Ein Grund mochte darin liegen, dass alle

die Tatsache wettmachen wollten, dass ich meine Mutter nie gekannt hatte.

Mrs Duckworth hatte sich gerade in die Beschreibung von Master Bernards *Vaters* Haltung auf seinem Pferd und *seine* Leistungen gestürzt, als sie sich mitten im Satz unterbrach. »Gütiger Himmel, wir sollten uns besser beeilen! Der Master hat eine Dreiviertelstunde gesagt und die muss fast schon um sein. Wir wollen ihn doch nicht warten lassen.«

Ich wünschte, sie hätte nicht aufgehört zu erzählen. Ich liebte es, über alles Bescheid zu wissen.

Mrs Duckworth riss die Türen eines Schrankes auf. Ich hatte nur einen Moment Zeit, um mir einen Eindruck von den Kleidern in allen Regenbogenfarben zu verschaffen, bevor sie eines in Altrosa herausholte. Es war aus kariertem Taft und mit schwarzem Samt verbrämt.

»Bis Ihre französische Zofe kommt, helfen entweder ich oder eines der Hausmädchen Ihnen beim Ankleiden«, erklärte sie.

»Aber bitte, ich kann mich doch allein ankleiden.« Trotz meiner lange gehegten Überzeugung, dass ich für Luxus geradezu geschaffen sei, war es schwer, meine bisherigen Gewohnheiten zu ändern.

»Allein ankleiden? Was würde Master Bernard dazu sagen? Und wer würde Ihr Mieder schnüren und die Knöpfe auf dem Rücken schließen? Und Sie frisieren und nach Ihren Unterkleidern und Strümpfen und dem Schmuck und den Handtaschen und Fächern schauen? Nein, nein, Sie bekommen Ihre Zofe und bis dahin hilft jemand anders. Sie hätte

eigentlich schon hier sein sollen, aber es gab Schwierigkeiten bei der Ausreise von Frankreich.«

»Wenn ich schon eine Zofe haben muss, kann es dann nicht eines von den Hausmädchen sein? Ich spreche nur wenig Französisch und mit jemandem, der Englisch spricht, wäre es leichter für mich.«

»Darüber können Sie mit dem Master reden. Aber er hat seine feste Meinung zu den Dingen und Sie täten sich damit wahrscheinlich keinen Gefallen.«

Ich hielt mich am Bettpfosten fest, während sie mein Mieder eng schnürte. Ich protestierte nicht, wie ich es bei Anne getan hätte. Sie befestigte meine Krinoline und zog mir das Kleid über den Kopf. Es war fast ärmellos, hatte nur einen Hauch von Rüschen über den Schultern und ein weit tieferes Dekolleté, als ich es je zuvor getragen hatte. In höheren Kreisen galten für Gesellschaftskleider natürlich andere Regeln als zu Hause und ich würde mich daran gewöhnen und mich nicht nur halb angezogen fühlen, wenn die obere Hälfte meines Busens nicht bedeckt war. Zum Glück konnten Harry und Junius mich nicht so sehen. Ich musste allerdings zugeben, dass ich elegant und hübsch aussah.

Mrs Duckworth öffnete eine Schublade mit modischem Zubehör wie Strümpfen und Taschentüchern, Spitzenhandschuhen und Halbhandschuhen und zog ein Paar Strümpfe heraus. Als sie sich mühsam hinkniete, um mir hineinzuhelfen, berührte ich sie an der Schulter. »Es ist sehr freundlich von Ihnen, mir zu helfen. Und dass Sie dieses hübsche Zimmer für mich hergerichtet haben. Wurde das alles extra für mich neu gemacht?«

Sie blickte rasch auf den Strumpf in ihrer Hand, aber ich sah noch den Schatten, der sich auf ihr Gesicht legte. Es dauerte einen Augenblick, bevor sie antwortete. »Das Zimmer wurde vor elf Jahren von der Frau des Masters hergerichtet – Madame Tatiana. Sie hatte einen sehr guten Geschmack, starb aber kurz nach der Heirat.«

»Das tut mir leid. Monsieur de Cressac hat ihren Tod in keinem seiner Briefe erwähnt.«

»Das glaube ich gern, hat ihn ihr Tod doch in tiefe Trauer gestürzt. Der Master hatte kein Glück mit seinen Ehen. Madame Tatiana war ein entzückendes Mädchen und mein Liebling. Sie war Russin und sprach nur wenig Englisch, war in ihrer fremdländischen Art aber ausgesprochen wohlgezogen. Sie starb im Wochenbett und das Baby gleich nach der Geburt.«

Mein Vater war der Meinung gewesen, Madame de Cressac sei Französin, aber da musste er sich wohl getäuscht haben. »Es tut mir leid«, wiederholte ich.

Ich schlüpfte in Satinschuhe und Halbhandschuhe aus schwarzer Spitze und dann führte Mrs Duckworth mich die verwinkelten Flure und die breite Treppe hinunter in den Speisesaal.





## ABENDESSEN MIT MONSIEUR



M. de Cressac saß auf einem thronähnlichen Stuhl am Kopfende des Esstischs, als ich den Speisesaal betrat. Wieder war ich beeindruckt, wie gut er aussah. Er wies mit der Hand auf einen Stuhl gleich neben seinem an der Längsseite des Tisches. Dicht beieinander und ganz allein saßen wir zwei am Ende einer auf Hochglanz polierten, scheinbar meilenlangen Tischplatte.

Er zeigte zur Decke, zwei Stockwerke über uns. »Vielleicht sind die Wände und die Decke hier mehr nach deinem Geschmack als die unzüchtigen im Himmelsaal.«

Bei der Erinnerung an meinen *faux pas* wurde ich rot. »Sir, vergeben Sie mir meine Dummheit. Es ist ein wunderschöner Raum. Ich bitte Sie –«

»Nein, nein. Entschuldige dich nicht. Es war nicht nett von mir, dich zu necken. Aber schau. Schau hinauf.«

Ich legte den Kopf in den Nacken und kniff die Augen zusammen. An den Wänden hingen unzählige Wandteppiche – Jagd- und Ritterszenen sowie höfische Darstellungen. Das Mauerwerk der Decke schien geschwärzt und verrußt

und die dicken Balken wirkten angekohlt. Ich war mir nicht sicher, worauf er mich hinweisen wollte. »Hat es – hat es hier einmal gebrannt?«

»Vor dreihundert Jahren. Und man sieht die Auswirkungen immer noch. Dies ist ein Teil der alten Abtei. Sie hat unter den großen Klosterplünderungen des sechzehnten Jahrhunderts gelitten – der Abt war so unvorsichtig, eine wenig schmeichelhafte Bemerkung über Anne Boleyn zu machen, worauf das Kloster in Brand gesteckt wurde. Zum Glück war fast alles aus Stein und überstand den Brand. Kannst du dir denken, weshalb ich es hierherbringen lassen wollte? In dieses Land ohne Vergangenheit? Ich wollte ein Haus mit Vergangenheit in einem Land, in dem die Menschen sein können, was sie sind, ohne sich jahrhundertealten Traditionen beugen zu müssen. Ein reizvolles Paradoxon. Diese neue Welt ist der perfekte Ort.«

Ich erwähnte nicht, dass ich den Ruß von den Deckensteinen gekratzt hätte, als sie nach dem Abbau schön praktisch auf dem Boden lagen. Auch nicht, dass die neue Welt für seine Sklaven alles andere als ein perfekter Ort war. »Die Wandteppiche sind wunderschön. Ich bewundere kunstvolle Handarbeiten. Sticken ist mein liebster Zeitvertreib.« Ich drehte den Ring an meinem Finger. Er war aus ziseliertem Silber und hatte einmal die Hand meiner Mutter geschmückt. »Vielleicht kann ich Ihnen einmal einen Wandteppich sticken? Nur einen kleinen, natürlich«, schlug ich schüchtern vor.

Ein gewinnendes Lächeln ließ sein Gesicht leuchten. »Ich bin gerührt. Das würde mich sehr freuen. Wie schön, wenn eine junge Dame solche Fähigkeiten besitzt.«

Über uns hing an einem Seil ein großer Fächer. Ein kleiner schwarzer Junge zog an dem Seil und drückte so die Luft nach unten. Ein anderer verscheuchte mit einem Stock, an dem flatternde Stoffstreifen befestigt waren, Insekten vom Tisch. Ich lächelte ihnen zu, doch sie nahmen ihre Arbeit sehr ernst und beachteten mich nicht.

Die zwei Diener standen jetzt zu beiden Seiten eines riesigen Kamins. Ich erfuhr, dass sie Charles und George hießen. Mein Mund zuckte, aber es gelang mir, das Lachen zu unterdrücken. Wie sie so rechts und links des Kamins standen, glichen sie Buchstützen. Beide waren gleich groß, bestimmt über einen Meter und achtzig, trugen dieselbe Livree, hatten dieselbe kaffeebraune Haut und blickten zwischen dem Servieren der einzelnen Gänge ausdruckslos vor sich hin.

Sie brachten Zwiebelsuppe, gefolgt von Fisch, Kutteln mit weißer Soße, Spanferkel, weißem Spargel, Stubenküken mit süßer Soße, Hammelkotelett, kaltem gekochten Schinken, einem Kalbskopf, gekocht und gegrillt und gefüllt mit dem pürierten Gehirn, sowie Gewürzbirnen in Brandy.

Zu jedem Gang servierte Ling das passende Getränk – Sherry zur Suppe, Weißwein zum Fisch, Rotwein zu den Koteletts. Ich machte mir nichts aus Alkohol, da ich es von meiner Familie her nicht gewohnt war. Außerdem ähnelte dieses Haus zu sehr einem Traum und M. de Cressac verwirrte mich zu sehr, als dass ich es riskieren wollte, mir den Kopf mit Alkohol zu vernebeln. Ich hatte keinerlei Erfahrung mit Menschen wie ihm und einer solchen Umgebung, aber so ging es mir mit fast allem auf dieser Welt, wenn man

die Orte und Menschen, die ich über Bücher und meine Tagträume kennengelernt hatte, nicht mitrechnete.

Ich versuchte winzige Bissen von diesem und jenem und schob das Essen auf meinem Teller hin und her, damit es aussehen sollte, als hätte ich mehr gegessen. Ich war schon immer sehr wählerisch gewesen, wenn es ums Essen ging, und jetzt kam meine Angst dazu, dass in diesem riesigen Saal meine Kaugeräusche zu laut sein könnten.

Offenbar hatte M. de Cressac bemerkt, dass ich mein Essen nur auf dem Teller herumgeschoben hatte. »Du bist sicher sehr müde, aber eines musst du noch probieren«, sagte er. »Mir zuliebe. Die Kutteln. Sie gehören zu meinen Lieblingspeisen.«

Er lachte, als ich die Nase rümpfte, und beugte sich verschwörerisch zu mir herüber.

»Das Problem ist, dass Alphonse, mein Koch, der, wie ich dir versichern kann, ein wahrer *artiste* ist, beleidigt sein wird, wenn du seine Soße nicht probierst. Womöglich lähmt ihn das so, dass er morgen nicht kochen kann. Das wäre eine Tragödie von gigantischem Ausmaß.«

Da er sich so weit zu mir herüberbeugte, fürchtete ich, er könnte mir in den Ausschnitt schauen. Ich legte die Hand auf meinen Busen. Er schien es nicht zu merken. Oder – steckte etwa Absicht hinter seinem betonten Nicht Hinschauen?

Rasch willigte ich ein. »In Ordnung. Ich versuche davon. Ein winziges bisschen.«

Er nickte Charles zu. Charles war der jüngere Diener, der mich bei meiner Ankunft am Nachmittag angelächelt hatte. Er servierte mir ein mitfühlendes Löffelchen voll.

Irgendwie schaffte ich es, etwas von dem grauen, gummiartigen Zeug zu schlucken, ohne zu kauen. Ich musste husten, worauf mein Patenonkel mir einen Schluck Wein anbot mit dem Ergebnis, dass die Husterei nur noch schlimmer wurde.

Nachdem ich mich wieder erholt hatte, redete ich über die für mich ungewohnten Speisen, um ihn von der Tatsache abzulenken, dass ich immer noch kaum etwas aß. »Wir haben nur eine Bedienstete, die meistens auch kocht. Bridget würde sich wundern, dass selbst der Schinken so wunderschön angerichtet ist. Mit diesen hübschen kleinen Petersilienflügeln sieht er aus, als wollte er jeden Augenblick davonfliegen. Und vieles habe ich noch nie gesehen. Wo kommen die Sachen alle her?«

»Mit dem Schiff aus aller Herren Länder. Ich bin sehr glücklich, dass ich dich mit diesen Köstlichkeiten bekannt machen darf. Aber –«, er hob die Gabel, »hat Mrs Duckworth dich bereits mit Geschichten über meine jugendlichen Streiche ergötzt?«

»Mit Streichen eigentlich nicht. Mehr damit, wie perfekt Sie in jeder Hinsicht waren.«

»Die gute alte Ducky. Als ich klein war, hat sie mich vor einer Menge verdienter Strafen bewahrt. Ich war entschieden zu temperamentvoll, aber sie konnte es – was vielleicht falsch war – nicht ertragen, dass ich gemäßregelt wurde.«

»Für sie sind Sie ein halber Gott.« Ich spielte mit einem Stück Hammel herum, schnitt es in winzige Stückchen, aß eines und verteilte den Rest auf dem Teller.

Blitzschnell griff mein Patenonkel in eine riesige silberne

Schale und warf mir eine leuchtend grüne, herzförmige Frucht zu. Irgendwie fing ich sie auf.

»Das ist eine Annona«, erklärte er. »Ich habe sie in Afrika schätzen gelernt und mein oberster Gärtner hat hier in der Orangerie einen ertragreichen Baum gepflanzt. Die Orangerie habe ich gebaut, weil ich das ganze Jahr über Blumen und Obst haben möchte. Vielleicht schmeckt dir ja die Annona, wenn dich das übrige Essen schon nicht anspricht.« Sein Lächeln nahm seiner Bemerkung jeden Stachel, der möglicherweise darin hätte stecken können.

Ich knetete die Serviette in meinem Schoß. »Es ist alles wunderbar, Sir, ganz bestimmt, und ein Festmahl für Könige. Aber ich esse nicht sehr viel und keine schweren Speisen. Es tut mir leid.«

Er hob die Hände. »Bah! Was spielt das für eine Rolle? Probiere die Annona.«

Ich biss vorsichtig hinein, da ich wegen der grünen Farbe Angst hatte, sie könnte sauer sein. Doch meine Sorge war unbegründet. Ihr Fleisch war fest und schmeckte wie eine Kombination aus Erdbeere und Ananas, unterlegt mit einem weichen Aroma. »So stelle ich mir Ambrosia vor«, erklärte ich.

»Ich bin froh, dass ich dir eine Freude machen konnte.«

»Oh, Monsieur, Sie machen mir mit allem eine Freude. Alles ist perfekt, einfach perfekt.«

Er blickte mich durch diese dichten, dunklen Wimpern an. »Das freut mich. Übrigens«, fuhr er leise fort, während er meinen Blick festhielt, »du hast eine bezaubernde Stimme. So hell und gehaucht.«

Ich murmelte meinen Dank für das Kompliment. Jetzt würde ich den ganzen Abend nur noch auf meine Stimme achten. Trotz des großen Fächers floss mir der Schweiß über meinen Busen und in den Ausschnitt. Ich tupfte ihn mit meiner Serviette ab.

Natürlich bemerkte mein Patenonkel es. »Wir bekämpfen die Hitze mit lauwarmen Bädern, Eis und Fächern, aber selbst für einen König wäre es unmöglich, hier im Juni nicht zu schwitzen.« Er klatschte in die Hände. »George, bring Mademoiselle etwas Eis. Schnell!«

George eilte hinaus.

Kurz darauf kam er mit einer Kristallschüssel zurück. Sie war gefüllt mit Pflirscheis, etwas, das ich noch nie gegessen hatte. Noch mehr Ambrosia.

»Ich bewahre das Eis zur Herstellung dieser Köstlichkeit auf der Plantage auf, in einem viereinhalb Meter tiefen Loch in der Erde«, erklärte M. de Cressac und beobachtete erfreut, wie ich aß. »Irgendwann nehme ich dich einmal dort hin mit. Es sieht aus wie ein Palast aus Kristall. Und ob du es glaubst oder nicht, gelegentlich gefriert es im nördlichen Mississippi im Winter sogar. Wenn es kalt wird, müssen wir einen weißen Pelz für dich besorgen, damit du zur Schneekönigin wirst.«

Vor meinem geistigen Auge sah ich mich schon mit einer weißen Fellmütze und einem Muff und die Vorfreude jagte mir einen Schauer über den Rücken. »Sie haben immer gewusst, mit welchen Geschenken Sie mir die größte Freude bereiten konnten. Während all der Jahre haben wir immer gespannt gewartet, was wohl als Nächstes kommen würde.

Wir hatten nie viel Geld, müssen Sie wissen. Wenn ich deshalb auf Geburtstage, Weihnachts- und andere Feste zurückschaue, strahlen Ihre Geschenke in meiner Erinnerung wie kleine Wunder.«

Als wir zu alt waren für prachtvolle und raffinierte Spielsachen, hatte die Unzweckmäßigkeit der Geschenke, die mein Patenonkel für unseren einfachen Lebensstil als zweckmäßig erachtete, auch für Heiterkeit gesorgt, doch das erwähnte ich nicht. Ich liebte die aufwändigen, hübschen Dinge und strich immer wieder über opulente Stoffe und den Schmuck, während meine Geschwister über diese Maßlosigkeit lachten. M. de Cressac schien sich an Schmückendem und Ausschweifendem zu erfreuen. Hatte eine gewöhnliche Brosche zwei Schnörkel, so wies die, die er mir schickte, sechs auf. Hatten ein Paar Ziegenlederstiefelchen gewöhnlich eine Rosette, waren die von ihm damit übersät.

Ich fragte mich, ob ich unsere Armut besser nicht erwähnen sollte. Aber M. de Cressac musste ja davon gewusst haben. Mein ganzes Leben hatten Geldsorgen über meiner Familie gehangen wie mehrere Lagen Spinnweben, zart, aber spürbar.

Ich seufzte und beschloss, die volle Wahrheit zu sagen. »Anne behauptet, unser Problem läge darin, dass wir zwar kultiviert sind, aber leider nur in der Theorie.«

Er beugte sich vor. »Was meint sie damit?«

»Theoretisch wissen wir, wie wir unsere Kleider zu tragen und Essen zu bestellen haben und – und wie man reitet und solche Dinge, aber praktisch können wir uns keine anständigen Schneider oder erlesenes Essen oder Pferde leisten. Den-



noch vielen Dank, dass Sie meine Reitstunden bezahlt haben. Ich habe sie genossen.« Ich schwieg, während ich darüber nachdachte, welche Wirkung die theoretische Kultiviertheit auf uns hatte – endlose Frustration und endlose Sehnsucht nach Dingen, die wir nicht haben konnten. »Aber bitte«, fuhr ich dann rasch fort, »denken Sie nicht, dass es uns am Nötigsten gefehlt hat oder dass wir unglücklich waren. Im Gegenteil, es ging uns sehr gut. Ich wollte Sie nur wissen lassen, wie sehr wir Ihre Freundlichkeit geschätzt haben.«

»*Pauvre petite*.« Seine Stimme klang zärtlich. »Ich habe mir Sorgen um dich gemacht. Ich konnte so wenig tun. Ich hätte gern mehr getan, fürchtete aber, dass es deinem Vater nicht recht gewesen wäre. Nachdem seine Anwaltskosten längst bezahlt waren, wollte ich ihm einmal Geld schicken, aber er hat es zurückgewiesen. Sein Stolz, du weißt schon.«

Mein geliebter Papa, so sanftmütig und schwach und liebenswert; ab und zu zeigte er jedoch Härte und in gewissen Dingen konnte er überraschend dickköpfig sein.

Es geschah immer noch, dass mir Tränen in die Augen stiegen, wenn ich an ihn dachte, so auch jetzt.

M. de Cressac drückte meine Hand. Seine war sehr warm. »Ah, und immer noch kommen Tränen. Dein Vater war ein guter Mensch. Ich bedaure, dass ich ihn in den letzten Jahren so selten gesehen habe und er jetzt tot ist, auch wenn dieser Umstand dich zu mir gebracht hat. Ich weiß, dass ich ihn nicht ersetzen kann oder es verdiene, dein Vater zu sein. Aber wirst du mir erlauben, dein lieber Freund und Gefährte zu sein? Wirst du zulassen, dass ich meine Welt mit dir teile, und wirst du dich mir anvertrauen?«



Jane Nickerson

## **So wie Kupfer und Gold**

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 448 Seiten, 13,5 x 21,5 cm  
ISBN: 978-3-570-16268-2

cbt

Erscheinungstermin: September 2013

Üppige Gewänder, prächtige Sprache und atemberaubender Plot

Boston, 1855. Sophia ist 17, als sie nach dem Tod ihres Vaters als Waise dasteht. Da erhält sie einen Brief von ihrem Paten Bernard de Cressac, der sie auf seine Plantage in Mississippi einlädt. In Wyndriven Abbey angekommen, zieht der attraktive Gentleman und sein luxuriöser Lebensstil die junge Frau in seinen Bann. Doch je näher sich die beiden kommen, desto mehr spürt Sophia, dass Bernard eine dunkle Seite hat. Als ihr schließlich immer wieder junge, schöne Frauen mit rotem Haar erscheinen – die ihr selbst sehr ähnlich sehen-, wird Sophia misstrauisch. Sie erfährt, dass Cressac bereits mehrfach verheiratet war und alle Ehefrauen unter mysteriösen Umständen ums Leben kamen ... Ist Sophia die Nächste? Oder kann sie das Netz, das Cressac um sie gesponnen hat, rechtzeitig zerreißen?